

Shelly Kupferberg
Stunden wie Tage

ROMAN

Diogenes

Covermotiv: Gemälde von Nickie Zimov,
›with ... nothing‹, 2022
Copyright © Nickie Zimov

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur
für die Jahre 2026–2028 unterstützt

Die Nutzung dieses Werks für Text und Data Mining im
Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2026
Diogenes Verlag AG Zürich
info@diogenes.ch · www.diogenes.ch
In Fragen zur Produktsicherheit (GPSR):
truepages UG (haftungsbeschränkt)
Westermühlstraße 29, 80469 München
info@truepages.de
150/26/852/1
ISBN 978 3 257 07348 5

TEIL I

Prolog

Alle kannten sie, doch keiner wusste, wer sie war. Bald würde ein neues Jahrtausend anbrechen, doch sie schien schon immer hierhergehört zu haben. Die schlohweißen Haare reichten ihr bis zu den Kniekehlen. Einen Teil davon hatte die alte Dame umständlich hochgesteckt, ein anderer Teil hing zottelig über ihrem langen himmelblauen Mantel, der schon bessere Tage gesehen hatte. Er hatte einst dieselbe Farbe wie ihre Augen gehabt. Nun war er hier und da notdürftig geflickt, der Saum abgewetzt, das Blau ergraut. Ihre hautfarbenen Perlonstrümpfe waren von Laufmaschen durchzogen, an den mageren Fußknöcheln legten sie sich in Falten. Meist schlurfte sie in Filzpantoffeln oder abgewetzten Pantoletten durch die Straßen im Kiez, allerdings wirkten ihre Schritte erstaunlich zielstrebig für einen Menschen dieses Alters. War sie achtzig oder gar neunzig Jahre alt? Schwer zu sagen. Sie gehörte zum Inventar des Stadtteils, sprach nur wenig, aber wenn sie es tat, fiel sie durch meinungsstarke Äußerungen auf. Angeblich war sie sehr fromm. Katholisch – das kam in Berlin nicht allzu oft vor. Für den Kirchgang putzte sie sich schon mal heraus, striegelte das lange Haar, wickelte den Zopf zu einer Art Knoten, den sie mit zahllosen Haarnadeln feststeckte. Sie besaß eine weiße Bluse und einen dunklen langen Rock,

und angeblich befand sich in der Wohnung der alten Dame sogar ein kleiner Altar, erzählten die Nachbarn. Und sie erzählten noch so einiges; es gab Gerüchte.

Die so schäbig gekleidete und etwas verwirrt wirkende Frau sei in Wahrheit gar nicht so arm, wie man meinen könnte. Ganz im Gegenteil: Sie sei gar Millionärin. Ein ganzes Wohnhaus gehöre ihr. Eine Affäre soll sie gehabt haben, im Krieg, mit irgendeinem Nazibonzen. Der habe ihr angeblich das Haus geschenkt, damit sie über die amouröse Angelegenheit schwieg. Die eigentlichen Hauseigentümer waren da schon lange fort, geflüchtet, wahrscheinlich gar nicht mehr am Leben.

Wer war diese Frau, und welches Geheimnis verbarg sie? Keiner wusste es genau. Und keiner fragte. Denn: Erzählen würde Martha E. sowieso nichts.

Anders komisch

Es war an einem Montagmorgen, als Martha im *Berliner Tageblatt* das Inserat der Brüder Berkowitz entdeckte. Sie war schon seit einigen Wochen auf der Suche nach einer Anstellung. Gerade hatte sie sich mit einer Tasse Bohnenkaffee zu ihrer Mutter an den Tisch gesetzt. Die beiden Frauen genossen einen Moment der Ruhe, nachdem der Vater, ein Schneider, zu einem Kunden aufgebrochen war. Die Wäsche hatte Martha bereits in Seifenlauge eingelegt, den Allesbrenner befeuert und einen Bohneneintopf zubereitet, der auf dem Feuer vor sich hin köchelte. Während ihre Mutter sich einen ganzen Haufen zu stopfende Wollsocken vorgenommen hatte, hielt Martha mit der einen Hand ihre Kaffeetasse und nahm einen großen Schluck daraus, mit dem Zeigefinger fuhr sie die Stellenanzeigen entlang.

»Und? Ist was Passendes dabei?«, fragte die Mutter und nippte vorsichtig an dem heißen Kaffee. Klein und gekrümmt saß sie da, doch trotz ihres schlechten gesundheitlichen Zustandes wirkte ihre Stimme fest.

»Eine Hausbesorgerin wird gesucht.«

»Na, das ist ja das Richtige! Putzfrau für ein ganzes Haus. Da hättest du nicht Kontoristin werden müssen.«

»Nein, nein, Mutter, hier steht ›tüchtige Hausbesorgerin

mit Kenntnissen in Buchführung und Verwaltungserfahrung für respektables Wohnhaus gesucht, Eintritt sofort, Logis inbegriffen, solide Entlohnung, Erfahrungen an ähnlicher Stelle wünschenswert.«

Obschon sie in Buchführung stets gute Noten gehabt hatte, hatte Martha einigen Respekt vor den Anforderungen, die eine solche Stelle bedeuten würde, doch zum einen war der Termin zum Vorstelligwerden bereits am Mittwoch, und zum anderen war es nicht von der Hand zu weisen: Ihre Eltern wurden gebrechlicher. Schon länger konnte die Mutter wegen ihres Rheumas und des schlechten Augenlichts dem Vater nicht mehr beim Nähen helfen, lediglich gröbere Arbeiten waren ihr noch möglich. Und auch der Vater konnte immer weniger Aufträge annehmen. Das lahme Bein und sein Rückenleiden verschlechterten sich zusehends.

Martha trank den letzten Schluck Kaffee, trennte die Anzeige aus der Zeitung heraus und legte sie zu ihren Zeugnissen, die sie sorgfältig in einer Mappe verwahrt hielt.

Pünktlich um dreizehn Uhr dreißig am Mittwoch betrat Martha das vornehme Geschäftshaus in der Tauentzienstraße, das in der Anzeige benannt worden war. Sie war nicht die Erste und nicht die Einzige, und etwas verzagt gab sie ihre Zeugnisse am Tisch der Vorzimmerdame ab, die sie warten hieß. Eine Frau nach der anderen wurde von ihr ins Büro geführt, und die Zurückbleibenden tauschten sich eifrig über ehemalige Arbeitsstellen und die Marotten jeweiliger Vorgesetzter aus, während Martha still und konzentriert auf einer kleinen samtenen Chaiselongue saß, die Handtasche auf dem Schoß.

Als sie an der Reihe war, sprach sie sich noch einmal Mut zu und betrat dann das Büro.

»Guten Tag, Sie müssen Fräulein Martha sein«, sagte ein elegant gekleideter Herr im Anzug freundlich und streckte ihr die Hand entgegen. »Mein Name ist Henry Berkowitz, und das ist mein Bruder Ber.« Er führte Martha zu einer Sitzgruppe, in der ein zweiter Mann saß, etwas größer, etwas älter, der ihr lächelnd entgegensah.

Martha entspannte sich ein wenig. »Vielen Dank, dass Sie mich empfangen.«

»Aber hören Sie, selbstverständlich, wir sind ja auf *Sie* angewiesen. Möchten Sie einen Kaffee trinken?«

Wie auf Geheiß erschien die Vorzimmerdame mit einem Tablett, das sie auf dem sehr modernen runden Tisch zwischen ihnen abstellte. Henry schenkte ein, fragte zuvorkommend: »Milch? Zucker?«, und reichte Martha eine Tasse, die sie sofort vor Aufregung verschüttete.

»Oh nein, wie unangenehm, bitte entschuldigen Sie vielmals, ich –«

»Ach, ich bitte Sie, so ein kleines Malheur ist doch nicht der Rede wert. Vielleicht wäre ein beruhigender Tee angemessener?« Henry Berkowitz lachte gutmütig und reichte Martha sein blitzsauberes Taschentuch.

So etwas war Martha noch nicht vorgekommen. Im streng katholischen Haushalt ihrer Eltern war sie dazu angehalten, züchtig und gehorsam zu sein und sowohl zu Hause als auch in der Öffentlichkeit so wenig wie möglich aufzufallen. Einzig die sonntägliche Messe bot eine Abwechslung von ihrem arbeitsamen Alltag und der kleinen dunklen Wohnung. Sie liebte die Kirchgänge, die ihr eine

andere Welt eröffneten: den Duft des Weihrauchs, das Gold, die leuchtenden Farben und Gewänder der Priester und Messdiener, den warmen Schein der Kerzen. Die Gesänge und Melodien kannte sie seit ihrer frühen Kindheit, sie boten ihr Halt, Geborgenheit und Trost.

Aufrecht wie in einer Kirchenbank saß sie nun auch den beiden Herren gegenüber.

»Fräulein Martha, wie Sie wissen, sind wir auf der Suche nach einer Angestellten in vertrauensvoller Position. Erzählen Sie doch ein wenig von sich.«

Genau so hatte Martha sich das vorgestellt. Doch ihre fleißig eingeübten Sätze lösten sich in Luft auf wie der Rauch der Zigarre, die sich einer der Herren gerade entzündete. Was sollte sie den beiden Herren denn auch erzählen? Dass sie sich um ihre vor der Zeit alt gewordenen Eltern kümmerte, ihnen den Haushalt erledigte, die Buchführung für das bescheidene Schneidergeschäft des Vaters übernommen hatte, seit sie in Ausbildung zur Kontoristin war? Plötzlich stand ihr hier, in den prächtigen Geschäftsräumen der beiden Brüder, die Lächerlichkeit des ganzen Unterfangens vor Augen – sie, Martha, mit Anfang zwanzig, verantwortlich für ein ganzes Wohnhaus! Beinahe schämte sie sich, doch dann gab sie sich einen Ruck. Im Geiste hörte sie die Stimme ihrer Mutter, die schon seit Monaten drängte und darauf hoffte, Martha würde endlich eine auskömmliche Arbeit finden.

Auch Henry Berkowitz hatte ihr Zögern bemerkt und fragte: »Nun?«

Es galt, eine gute Figur und aus der Not eine Tugend zu machen. »Ich bin das einzige Kind sehr gewissenhafter,

frommer Menschen. Bescheidenheit, Verantwortung und Sparsamkeit wurden mir in die Wiege gelegt. Ich habe schon früh gelernt zu haushalten.«

»Schön und gut, Fräulein Martha, aber bei allem Respekt, sind Sie nicht ein wenig zu jung, um eine solche Stelle auszufüllen?«, ließ sich Ber Berkowitz vernehmen.

»Mein Alter hat mich noch nie davon abgehalten, hart zu arbeiten, seien Sie dessen versichert«, gab Martha zurück und erschrak ein wenig über ihre Bestimmtheit.

Die beiden Brüder schauten sich an, Ber nickte nachdenklich und nahm einen Schluck seines schwarzen Tees, wobei er geräuschvoll schlürfte, was Martha nicht entging, ebenso wenig der mahnende Blick Henrys. Dann herrschte Stille im Raum. Doch statt der gefürchteten weiteren Fragen nach ihrer Berufserfahrung und vorherigen Anstellungen sichtete Henry Berkowitz schweigend ihre Zeugnisse. Martha schaute ihm aufmerksam zu.

»Ihr Mantel hat die gleiche Farbe wie Ihre Augen, verehrtes Fräulein Martha«, sagte Henry, als er aufschaute.

»Ich –« Martha wusste nicht, was sie hätte erwidern sollen, und so schwieg sie.

»Nun, wir wollen Ihre Zeit nicht übermäßig beanspruchen, wie Sie wissen, sind wir auf der Suche nach einer Hausbesorgerin, die –«

»Ich habe noch nie –«

»... sich um unser Wohnhaus in Schöneberg kümmert.«

Henry Berkowitz warf seinem Bruder einen kurzen Blick zu, und der begann aufzuzählen, was Martha erwarten würde. Sie solle ein Gespür für die Belange der Mieter haben, für Ordnung und Sauberkeit sorgen und die Miete

pünktlich kassieren, darüber hinaus bei den monatlichen Abrechnungen assistieren, sich also in die kaufmännischen Angelegenheiten des Hauses einarbeiten, und kleinere Reparaturen erledigen. Martha folgte den Worten aufmerksam und nickte immer wieder. Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit seien für die Anstellung Voraussetzung. Sie würde sämtliche Schlüssel des Hauses anvertraut und eine kleine Dienstwohnung im Hinterhaus gestellt bekommen. Und selbstverständlich ein monatliches Salär.

Martha ließ den Blick durch den Raum schweifen, über die schweren Möbel, die hohen Fenster, dann straffte sie sich und antwortete leise, aber bestimmt: »Dies ist meine erste Stellung, und es gibt sicher erfahrenere Frauen für diese Aufgabe, aber was ich nicht kann, werde ich lernen.«

»Das ist ganz nach meinem Geschmack«, sagte Henry Berkowitz zufrieden. »Referenzen sind uns bei Weitem nicht so wichtig, dafür aber Loyalität und Ehrlichkeit, und wie wir gerade gesehen haben, verfügen Sie über beides.«

Martha konnte nicht wissen, dass Henry all der verbissen dreinblickenden und selbstsicher ihre Zeugnisse vorweisenden Fräuleins überdrüssig war, die in sein Büro defilierten. Die Brüder hatten seit dem Erwerb des Hauses bereits einige Hausbesorger kommen und gehen sehen. Es war alles andere als einfach, dieser Tage eine zuverlässige Kraft zu finden. Einige weigerten sich, Reinigungsarbeiten durchzuführen, da sie sich nur ungern schmutzig machten, andere waren nicht bereit, die monatliche Miete einzusammeln und so viel Geld bei sich zu verwahren. Martha konnte auch nicht wissen, dass ihr neugieriger Blick Henry gefiel, mit dem sie beim Eintreten ihre Umgebung gemustert hatte,

und die Sorgfalt, mit der sie ihre Tasse auf den Tisch setzte, wie um keins von beiden zu beschädigen. Auch dass sie ihre Unerfahrenheit nicht verbarg und sich behaupten konnte, wenn nötig, bestätigten ihn in seinem Bauchgefühl, das ihn selten trog.

Martha hingegen kämpfte gegen widerstreitende Gefühle. Beim Wort »Dienstwohnung« war ihr ganz leicht ums Herz geworden, doch beim Gedanken an all die Verantwortung fühlte sie sich sehr viel weniger entschlossen, als sie sich den Anschein gab. Sollte sie die Herausforderung annehmen? Ein ganzes Wohnhaus? Mit all seinen Mietern? »Wo liegt denn besagtes Haus, und was für ein Menschen-schlag findet sich da?«, fragte sie zögernd.

»In Schöneberg, in der Nähe des Kaufhauses Lesser, und es wohnen selbstverständlich *nur* freundliche Menschen dort«, antwortete Ber, und Henry ergänzte verschmitzt: »Wissen Sie, Martha, ich sage immer, jeder Mensch ist anders komisch.«

Martha griff ihre Handtasche fester. Henry Berkowitz' letzter Satz hallte in ihr nach.

Wie auf ein unsichtbares Zeichen hin standen sie alle drei auf.

»Denken Sie in Ruhe darüber nach, liebe Martha. Mein Bruder und ich sprechen Ihnen unser Vertrauen aus«, sagte Henry, und Ber nickte sein langsames Nicken.

»Ich danke Ihnen«, mehr brachte Martha nicht heraus. Die beiden weltgewandten Männer, das komfortabel eingerichtete Büro und die Zukunft, die sich da vor ihr auftat, waren zu viel. Fast fluchtartig verließ sie das Büro und bemerkte nach ein paar atemlosen Schritten, dass sie unwill-

kürlich Richtung Schöneberger Wohnhaus gegangen war, das gar nicht weit von der Wohnung ihrer Eltern lag. Sie würde auf dem Heimweg ihre Einkäufe auf dem nahe gelegenen Markt erledigen, beschloss sie, und sich dabei einmal gründlich umsehen.

Sie fand das Wohnhaus vor, wie es die Brüder Berkowitz beschrieben hatten, ein sauberes, gepflegtes Haus mit vier Etagen, Erkerfenstern und Balkonen. Martha blieb auf der gegenüberliegenden Straßenseite stehen und ließ den Blick über die hellgraue Fassade schweifen, versuchte zu erahnen, wer hinter den Gardinen der Vorderhausfenster lebte, und als der schlanke junge Briefträger kam, der seit Kurzem die Post in der Gegend austrug, konnte sie sogar einen Blick ins Innere des Hauses erhaschen. Sogleich ging die Tür wieder auf, und ein Mann mit einem Papagei auf der Schulter verließ das Haus. Martha traute ihren Augen nicht, und erst, als sie jemand mit einem groben »Na, da kiekste, wa?« anrumpelte, fasste sie sich und lief langsam weiter. *Jeder Mensch ist anders komisch*, kam ihr in den Sinn. Bei dieser Art Hausbewohner hatte Henry Berkowitz allen Grund für einen solchen Gedanken.

Martha überquerte die Straße. Vor der Haustür angekommen, stellte sie fest, dass die schwere Eingangstür nicht abgeschlossen war. Sie gab sich einen Ruck und drückte die Türe auf, um sich im Hausflur ein wenig umzusehen. Auf dem Stillen Portier, der an der Wand hing, las Martha die Namen der Nachbarn: Schulze, Hutschenreuter, Klampkin, Levin – zu viele, um sie behalten zu können – und traf mit klopfendem Herzen eine Entscheidung. Mit zügigen

Schritten und entschlossenem Gemüt machte sie sich auf den Weg zum Markt.

Seit ihrer Kindheit kannte sie den Schöneberger Markt, bereits ihre Eltern waren mit ihr hierhergekommen. Auch heute herrschte eifriges Treiben, kein Wunder, denn man fand auf dem Markt alles für den täglichen Bedarf: Lebensmittel, frisches Obst und Gemüse, geräucherten und eingelegten Fisch und hier und da auch Kurzwaren. Mit ein wenig Geschick konnte man günstig einkaufen. Vor allem lohnte es sich, spät zu kommen, am Nachmittag, sobald die Händler begannen, ihre Waren einzupacken, und um jede Kiste froh waren, die sie nicht wieder mitnehmen mussten. Dann konnte man zu kleinen Preisen größere Mengen an Obst und Gemüse ergattern, die Martha und ihre Mutter einweckten oder zu Marmelade verarbeiteten.

Martha suchte sich zielstrebig einen Weg durch das Gedränge. Von allen Seiten hörte sie das Werben und Rufen der Händler, die ihre Waren anpriesen und vor Marktschluss noch so viel wie möglich loswerden wollten.

»Wer früh geht, den bestraft das Leben!«, tönte es von einem Fischstand direkt neben ihr, und sie grüßte freundlich in Richtung des Händlers, der mit Schürze und Kappe und weit ausholenden Armbewegungen seiner Arbeit nachging. Kaufen würde sie bei ihm nicht, seine Preise waren geradezu unverschämt. »Kleine Leute, kleine Preise!«, rief einer der Gemüsehändler ein Stück weiter und zwinkerte Martha zu. Sie blieb stehen, um einen Schwatz zu halten, und wartete, bis eine Kundin bedient war, die Martha ebenfalls vom Sehen kannte.

»Na, meen kleenes Marthalein, wie steht es?«

Martha wollte zwar nicht wie ein Kind behandelt werden, doch Bauer Fritze kannte sie schon, seit sie ein Mädchen mit langen Zöpfen an der Hand ihrer Mutter gewesen war.

»Ich habe wohl bald eine Stellung«, sagte sie, um deutlich zu machen, dass sie längst erwachsen war, und gleich darauf wunderte sie sich, dass sie es nun ausgesprochen hatte.

»So, so, ich habe ja immer gewusst, dass aus dir mal was wird, helle, wie du bist. Und wo geht's hin?«

Martha erzählte in sparsamen Worten vom Haus und dessen Eigentümern, bis neue Kundinnen herandrängten und lautstark nach Bedienung verlangten.

»Mach's jut, Martha, werde ma bloß nich abtrünnig!«, rief ihr der alte Bauer in seiner ledernen Schürze noch hinterher, wurde jedoch gleich vom Blumenhändler und seinem durchdringenden »Entweder keen Hirn oder keen Geld!« übertönt, das er einer Frau hinterherrief, die sich wohl im letzten Moment gegen einen Kauf entschieden hatte.

Blumen, die gönnte Martha sich nie.

Einst

Hol sie doch der Teufel!«
Auch an diesem Morgen hörte Martha den Papagei Leo Klampkins laut in den Hof krakeelen. Intervenieren war zwecklos, das wusste sie. Seit sie im Spätsommer des Jahres 1925 ihre Stellung als Hausbesorgerin im Schöneberger Wohnhaus der Brüder Berkowitz angetreten hatte, hatte sie Herrn Klampkin bereits mehrere Male darum gebeten, doch ein wenig aufmerksamer zu sein, seinem Haustier den Schnabel zu verbieten oder wenigstens die Fenster des Morgens geschlossen zu halten, um nicht alle Nachbarn mit den unflätigen Aussprüchen seines Vogels zu belästigen. Auch die nachbarlichen Beschwerden erwiderte er mit diesem süffisanten Lächeln, das ihm eigen war. Während Martha sich anzog, den grauen Hauskittel vom Haken in der Garderobe im Flur nahm und hineinschlüpfte, sich warme Wollsocken über ihre Strumpfhose streifte und in die robusten Arbeitsschuhe glitt, ging sie die Aufgaben durch, die an diesem Wochenbeginn im Haus anstanden. Um ja nichts zu vergessen, machte sie sich jeden Abend eine Liste für den nächsten Tag. Nun wollte sie im Geiste noch einmal alle Punkte durchgehen, doch das Krakeelen von Klampkins Vogelvieh riss sie aus ihren Gedanken.

Überhaupt sorgte Herrn Klampkins seltsames Gebaren

immer wieder für Aufregung im Haus. Gleich an Marthas erstem Tag als Hausbesorgerin hatte die alte Putti Levin vor ihrer Dienstwohnung gestanden. Mit einer Beschwerde, die sie noch öfter wiederholen sollte: Sie sehe nicht ein, »det Jeschlumpsel« des werten Klampkin tagtäglich ansehen zu müssen. Ob der Herr bitte anständige Unterwäsche tragen könne, wenn er sich in seiner Wohnung bewege. So »unten ohne«, das sei doch für alle eine Zumutung, wo der Nachbar doch auch auf Vorhänge verzichte. »Eine absolute Unart!«, so die regelmäßige Tirade von Frau Levin – und nicht nur von ihr. Anfangs hatte Martha ihre liebe Mühe gehabt, doch inzwischen hatte sie sich auch an Leo Klampkin gewöhnt.

Den schien das alles nicht weiter zu scheren. Er war ein Freigeist, ein Verfechter der neuartigen Freikörperkultur noch dazu. Und das eben gern vor aller Augen. Wie aufs Stichwort hörte Martha den Papagei in diesem Moment »Nackedei, Nackedei« rufen, was glücklicherweise im allgemeinen Geräuschemeer des Montagmorgens unterging. Wenn sie das hätte ahnen können, damals, im feinen Büro der Brüder Berkowitz, denen neben dem Schöneberger Wohnhaus noch weitere Häuser in Berlin gehörten. Doch flugs schob Martha die Erinnerung beiseite, sie hatte schließlich zu tun.

Herr Hutschenreuter hörte wie immer beim Rasieren laut Grammofonmusik – das Haarnetz von der Nacht noch auf dem Kopf –, vorzugsweise das Vorspiel zum ersten Aufzug aus Wagners *Lohengrin*, und trällerte beim Einseifen seines Gesichts laut mit. Aus dem einen Fenster war Geschirrklappern zu vernehmen, Türschlagen aus dem ande-

ren. Frau Schulze schimpfte wie jeden Morgen mit ihren beiden halbwüchsigen Kindern, sie mögen endlich in die Puschen kommen, es sei schon reichlich spät. Das Kindermädchen Fräulein Schmitz versuchte im dritten Stock, dem kleinen Jaromir das Essen schmackhaft zu machen – seit geraumer Zeit war der Junge nur noch bereit, es in seiner Schaukel einzunehmen.

Martha schenkte sich noch schnell einen letzten Schluck Bohnenkaffee aus der alten angelaufenen Kanne ein, die sie stets nur mit Wasser auswusch, damit sich das Kaffeearoma hielt, band sich die langen Haare im Nacken zu einem festen Knoten und machte sich auf in den Tag. Wietschorke war meist überpünktlich, das hatte sie beim letzten Mal gelernt, und heute war sie beinahe ein wenig spät dran. Martha eilte in den Hof, öffnete sämtliche Doppelflügeltüren, auf dass der Kohlenlieferant ohne Probleme durchfahren konnte. Der ungeduldige Wietschorke hatte sie bei der letzten Lieferung wissen lassen, Zeit sei Geld, und Geld hätte er keins zu verschenken. »Dit Leben is eh zu kurz!«

Martha kam gerade rechtzeitig, als er mit seinem Pferdefuhrwerk um die Ecke bog. Schon von Weitem winkte er ihr zu. »Pünktlich wie die Eisenbahn«, rief er mit sonorer Stimme, als er sich der Zufahrt des Hauses näherte. Heute würde er eine große Fuhre Briketts anliefern, um den Wintervorrat des Hauses aufzustocken. Geschickt lenkte er das Pferdegespann bis vor den Kellereingang und richtete die Ladefläche nach dem Souterrain aus.

Martha schloss hastig den Kellerraum auf, der für die Lagerung vorgesehen war, und öffnete das Kellerfenster. Noch waren ihr die vielen Schlüssel des Hauses nicht vertraut,

aber dieses Mal hatte sie auf Antrieb den richtigen gefunden und atmete erleichtert aus. Wietschorke fuhr die Kohlenrutsche von der Ladefläche aus und ließ die Eierkohlen bequem in den Keller gleiten. Das Dröhnen und Rumpeln war im ganzen Haus zu hören, und prompt erschien Herr Klampkin am Fenster.

»Tja«, sagte Wietschorke ungerührt, »einer lässt gern den Blick schweifen, der andere gern den Schweif blicken.«

Martha wechselte schnell das Thema und erkundigte sich lieber nach den Kohlepreisen und nach der Gesundheit von Wietschorkes Gattin, die für die Abrechnung zuständig war.

»Ach, wissen Sie, Fräulein Martha, der Herrgott hats mit die Jesundheit von meinem Weib nich besonders jut gemeint. Und die feuchten Wände tun dit ihrige!«

Martha wünschte gute Besserung und klopfte sich resolut den Kohlenstaub vom Kittel. Der Kohlenhändler verstand und verabschiedete sich – »ick muss ja ooch weiter«. Martha blickte dem Pferdegespann hinterher, wie es vom Hof fuhr, und schloss gerade die großen Türen zur Straße, als Herr Hutschenreuter geschniegelt, rasiert und leichten Schrittes die Treppe hinunterkam. Wie immer trug er eine Aktentasche, feine lederne Handschuhe und einen Regenschirm. Den hatte er stets bei sich, ob mit einem Schauer zu rechnen war oder nicht. Eine Marotte des gepflegten übersensiblen Herrn. Meist ging er zu Fuß, für weitere Wege nahm er das Fahrrad, auf dem er in aufrechter Haltung saß und niemals zu schnell fuhr.

Martha grüßte höflich, wünschte einen angenehmen Tag und verschloss auch die Türen zum Hof. Als Nächstes stand

der tägliche Kontrollgang durch die vier Aufgänge des Hauses an. Der Montag war für sie immer ein geschäftiger Tag. Zumal an diesem ersten Montag des neuen Monats auch die Miete eingetrieben werden musste.

Martha fuhr sich übers Haar, steckte eine Strähne, die sich aus dem Knoten gelöst hatte, flink wieder fest und machte sich an die Arbeit. Auch wenn Henry Berkowitz sie ausführlich in ihre Aufgaben eingeführt hatte, schwirrte Martha so manches Mal der Kopf, gar nicht zu reden von ihren Füßen und dem Rücken, der nach einem langen Arbeitstag hier und da zwickte, als sei sie eine alte Frau. In einem so großen Haus mit Hinterhaus und zwei Seitenflügeln alles beisammenzuhalten, war offenkundig etwas anderes als in der kleinen Wohnung der Eltern, und unter ihren Abrechnungen hatte Henry Berkowitz anfänglich so manchen Fehler gefunden. Doch Martha ließ sich nicht unterkriegen.

Mit entschlossenen Handgriffen holte sie Eimer und Feudel aus dem Abstellraum und wusste wieder einmal zu schätzen, dass es einen Wasserhahn im Hof gab, Henry Berkowitz sei Dank. Sie füllte Wasser auf und gab ein wenig PER Henkel in den Eimer. Jedes Mal erschien dabei vor ihrem geistigen Auge die Zeitungsreklame für das neue Reinigungsmittel: »*Schneller, besser, billiger.*« Dann schleppte sie den Eimer im Hinterhaus bis ganz nach oben und legte los. Bevor sie ein Stockwerk wischte, läutete sie an jeder Tür, holte das große lederne Portemonnaie samt Stift und Block aus ihrer Kittelschürze, nahm das Mietgeld entgegen und quittierte den Erhalt. Sie fasste sich kurz, auch wenn die Nachbarn immer ein Wehwehchen hatten – eine kaputte

Glühbirne, ein Treppenhausfenster, das sich nicht mehr schließen ließ, ein Vogelnest im Hausflur. Für ausführlichere Gespräche gab es andere Gelegenheiten. Martha kannte inzwischen die Seelennöte und Probleme fast aller der hier Wohnenden. Verständnis konnte sie für vieles aufbringen, doch die Brüder Berkowitz hatten sie gewarnt, dass es nie gut ausging, wenn einer mal damit anfang, die Miete nicht pünktlich zu zahlen. Treppenabsatz für Treppenabsatz arbeitete sie sich abwärts, unten angekommen, schüttete sie das dunkle Seifenwasser in den Gully und nahm sich mit frischem Wasser den nächsten Aufgang vor.

Zu allen Nachbarn ging Martha gern. Einzig bei Herrn Klampkin wusste sie nie, ob er unangekündigten Besuch nicht im Adamskostüm empfing. Vor seiner Tür im Seitenflügel angekommen, atmete sie einmal tief durch und rief laut und vernehmlich: »Martha hier. Die Miete ist fällig. Öffnen bitte nur mit Lendenschurz!« Klampkin hielt sich an die Aufforderung, konnte sich jedoch sein charakteristisches Schmunzeln nicht verkneifen, als er ihr das Geld überreichte.

Das Hoch und Runter in den vier Treppenhäusern war eine schweißtreibende Angelegenheit. Und dauerte seine Zeit. Es ging auf Mittag zu, als sie nach getaner Arbeit in ihre Wohnung im ersten Stock des Hinterhauses gehen wollte, um kurz zu verschnauften und etwas zu essen – viel Zeit blieb ihr dafür so oder so nicht –, da hörte sie jemanden die schwere Haustür öffnen. Henry Berkowitz piffte die gleichen Melodien wie immer, wenn er ins Foyer trat, ein Potpourri aus Schlagern. Selbst an einem gewöhnlichen Montagmittag war dieser Mann elegant gekleidet.

»Fräulein Martha?« Henry unterbrach sein Pfeifen. »Ich hoffe, Sie sind wohlauf?«

Martha wischte sich mit einem Stofftaschentuch den Schweiß vom Gesicht. »Herr Berkowitz, Sie hier?«

»Na, wo denn sonst, liebe Martha?«, gab der zurück und streckte ihr seine Hand zum Gruße entgegen. »Ich wollte doch einmal nach dem Rechten sehen bei meiner fleißigsten Angestellten.«